Unser Dialekt ein Stein des Anstosses im Welschland

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1966)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420875

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

lichen und sprachenpolitischen Verhältnisse im Kanton Bern und verwies auf die Wandlung der separatistischen Doktrin durch den Übergang von einem mehr geschichtlich motivierten zu einem sprachlich-ethnisch definierten Begriff des Juras, womit die partikularistische Konzeption des schweizerischen Staatsgefüges verlassen und ein *System von ethnischen Blöcken* propagiert wird, das den Bestand der Schweiz überhaupt in Frage stellt.
Solche schwerwiegende Aspekte der schweizerischen Mehrsprachigkeit veranlaßten einen *flämisch-belgischen Gast* zur Feststellung gewisser Ähnlichkeiten zwischen den belgischen und den schweizerischen Verhältnissen. Er gab allerdings zu, daß die Schweiz nicht ein Zusammenfallen von sprachlichem und sozialem Gegensatz kenne — in Belgien ist die Oberschicht stark französisiert — und auch nicht eine Massenassimilation, wie sie im ursprünglich flämischen, sich aber zusehends französisierenden Brüssel vor sich geht. In diesem Zusammenhang wäre vielleicht ein Wort über die Frage der *Assimilierung italienischer Arbeitskräfte* fällig gewesen; dieser Aspekt der Sprachenfrage in der Schweiz trat jedoch im ganzen Verlauf der Tagung nur am äußersten Rande auf.

Unser Dialekt — ein Stein des Anstoßes im Welschland

mrs. Genf, 26. Mai. In der „Nouvelle Revue de Lausanne" setzt sich ein Westschweizer, *Raymond Tschumi,* mit den Schwierigkeiten auseinander, welche unser Deutschschweizer Dialekt den welschen Mitbürgern bereitet. Er zitiert den Ausspruch eines seiner Freunde: „Ich hätte Gelegenheit gehabt, in der deutschsprachigen Schweiz zu arbeiten. Doch meine Kinder wären in diesem Fall gezwungen gewesen, den Dialekt zu lernen. Der Übergang vom Französischen zu einem Dialekt bedeutet indessen eine derart tragische Einschränkung der Mitteilungsfähigkeit und der zwischenmenschlichen Kommunikation, daß ich darauf verzichtete."
Tschumi zitiert auch das Beispiel der welschen Beamten in Bern. Ihre Deutschschweizer Kollegen unterhalten sich in einem unver-

ständlichen „Jargon". Die Romands kommen nicht mit, und die Beförderungen sind dann auch für die andern.
Ein welscher Freund erklärte mir: „Ich lernte jahrelang Deutsch. Doch als ich sprechen wollte, wechselten die Deutschschweizer ins Französische, und unter sich sprachen sie Dialekt. Wozu also spreche ich Deutsch? Im einen Fall brauche ich es nicht, und im andern verstehe ich es doch nicht."

Wo bleibt unsere Liebe zur Sprache?

Am zweifelhaftesten erscheint der Fall des Welschen, der nicht in der deutschsprachigen Schweiz arbeiten wollte, weil seine Kinder den französischen „Kommunikationsbereich" verloren hätten. Nichts hätte ihn gehindert, zu Hause auch in Zürich Französisch zu sprechen und seinen Kindern den Vorteil der Zweisprachigkeit zu verschaffen. Aber wie viele Deutschweizer Eltern in Genf oder Lausanne anderseits sprechen zu Hause lieber ein holpriges Französisch als die deutsche Muttersprache, weil sie glauben, ihre Kinder könnten nicht zwei Sprachen erlernen. Das ist eine falsche Annahme, wie internationale Schulen immer wieder beweisen. Zudem stimmt diese Haltung der Muttersprache gegenüber bedenklich. Tut die Schule in der deutschen Schweiz genug, um in den Kindern die Liebe zur Sprache zu wecken?

Ist der Dialekt bloß „Jargon"?

Anders liegt der Fall, wenn man der im Welschland verbreiteten Meinung ist, ein Dialekt trenne seinen Sprecher von einem weiteren Kulturkreis, und der „Jargon" führe, wie es in der „Nouvelle Revue de Lausanne" heißt, eher *zur Verdummung und hoffnungslosen Verprovinzialisierung* als zu einem ansprechenden kulturellen Niveau. Die Welschen, die diese These vertreten, verkennen zwei Tatsachen: Einmal verwendet der Deutschschweizer seinen Dialekt nicht, wenn er sich mit einem Deutschen, einem Engländer oder einem Franzosen unterhält, sondern versucht im Gegenteil, aus der Beschränkung des Dialekts heraus Fremdsprachen zu lernen. Das wirkt sich als Durchbrechung des eigenen Kulturraums, als Weitung des Horizonts aus. Der Welsche dagegen begnügt sich gern mit dem Französischen allein. Zum andern ist der Dialekt nicht bloß ein „Jargon", sondern eine Kultursprache mit Höhepunkten, die auch im Radio immer wieder als Kulturmittel verwendet wird.

Das Problem liegt indessen tiefer: Der Welsche sucht einen Kontakt mit dem deutschschweizerischen Denken und findet diesen im Alltag wegen der Mauer des Dialektes nicht. Wie unbeholfen drücken sich tatsächlich viele Deutschschweizer aus, sobald sie Hochdeutsch sprechen! Sie wirken schwerfällig. Gerade das bestärkt den Welschen in seiner klischeehaften Ansicht, daß die „Alémaniques" Eigenbrötler seien.

Das Urteil der Welschen ist hart. Es beruht aber nicht auf boshafter Kritik der deutschsprachigen Mitbürger, sondern auf dem immer wieder *enttäuschten Wunsch nach einer direkten Kontaktnahme.* Die Romands wissen zum Beispiel nichts vom oft köstlichen Humor und vom Bilderreichtum eines im Dialekt geführten Gesprächs. Ihrerseits verwenden sie aber Wörter aus dem Argot und den früheren Dialekten, um die naturgemäß etwas trockene Schriftsprache zu beleben und zu nuancieren. Wie wäre es, wenn *die deutschschweizerische Schule* auf die Vielsprachigkeit der Schweiz Rücksicht nähme und den jungen Deutschschweizern etwas mehr Liebe und Treue zur eigenen Kultur und Sprache, aber auch ein geschliffenes Kommunikationsmittel zur Tuchfühlung mit Ausländern und den übrigen Schweizern mitgäbe? Zu wenig wird in unseren Gymnasien Rhetorik gepflegt und der freie Vortrag in gefälligem Fluß. Muß der Deutschschweizer einfach einen Holzschuh im Tornister tragen, wenn er echt wirken soll, oder gibt es andere Mittel, um die eigene Identität zu betonen, ohne in gefährliche Nähe der Karikatur zu kommen?

(„Tages-Anzeiger", Zürich)

Klarheit und Logik in der Muttersprache

(Schluß)

Von Prof. Dr. Louis Wiesmann, Basel

5. Eine falsche Verknüpfung kann sich auch, wie bereits erwähnt, über weite Abstände ergeben. In einem Aufsatz über die blaue Farbe wird erklärt: „Vor der Renaissance kommt die blaue Farbe auf Malereien selten vor und wird offensichtlich gemieden." Zwei Seiten später heißt es: „Wie schon oben gesagt wurde, scheint Blau früher in der kirchlichen Liturgie nur zu Bußzeiten vorge-